

Die Deutschlandsaga



Peter Arens



Stefan Brauburger

Die Deutschlandsaga



Woher wir kommen ■ Wovon wir träumen ■ Wer wir sind

Von Peter Arens und Stefan Brauburger

In Zusammenarbeit mit Werner von Bergen, Bernhard von Dadelsen,
Anja Greulich, Friederike Haedecke, Thomas Hagedorn, Mario Sporn

C.Bertelsmann

KURZERKLÄRUNGEN DER ABBILDUNGEN AUF DEN TITELSEITEN UND IM VORWORT:

Seite 1: »Der Wanderer über dem Nebelmeer«, Caspar David Friedrich, 1818

Seite 3: Eiche im Reinhardswald, Hessen; Illustration zu »Dornröschen«, Walter Zweigle, um 1880; Vielfalt an Brotsorten in deutschen Bäckereien

Seite 6: »Alter Flecken«: Fachwerkidylle in Freudenberg, Siegerland

Seite 9 o.: Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald

Seite 9 u.: Aufstand am 17. Juni 1953, Ost-Berlin

Seite 10 o.: Eiche in winterlicher Szenerie

Seite 10 u.: Ausschnitt aus Tischbeins »Goethe in der Campagna«, Siebdruck von Andy Warhol, 1982

Seite 11: Werbung für Carl Benz' Patent-Motorwagen Nummer 1, um 1890

Seite 12: Reichstag in Berlin

Umwelthinweis



Verlagsgruppe Random House

FSC® N001967

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Luxoart Samt New* von Sappi liefert Papyrus.

Impressum

1. AUFLAGE 2014

Copyright © by

Verlag C. Bertelsmann, München,
einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH

GRAFISCHE GESTALTUNG UND SATZ:

Thomas Dreher, München
(dreher@gestaltungswelten.de)

UMSCHLAGGESTALTUNG:

buxdesign, München

BILDREDAKTION:

Dietlinde Orendi, Annette Mayer,
Mario Sporn

KARTOGRAFIE:

Peter Palm, Berlin

DRUCKVORSTUFE:

Lorenz & Zeller, Inning a. A.

DRUCK UND BINDUNG:

Appl, Wemding

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-10240-4

www.cbertelsmann.de

Vorwort 7

Ursprünge: Woher wir kommen 13

Unsere Nation: Was uns eint 75

Sehnsucht: Wovon wir schwärmen 139

Dichter und Denker: Wonach wir suchen 193

Tüftler und Erfinder: Was uns antreibt 263

Typisch deutsch: Wer wir sind 309

Literatur 357

Register 363

Abbildungsnachweis 381



Vorwort

Was haben die Deutschen gestaunt, als die BBC im Jahr 2013 anhand einer von ihr in Auftrag gegebenen internationalen Umfrage bestätigte, Deutschland sei das beliebteste Land der Welt. Man rieb sich die Augen ob dieses globalen Gunstbeweises und beschloss, es nur still zu genießen. Insgesamt schaut die Welt derzeit mit Wohlgefallen auf uns, was hierzulande bemerkenswerterweise keinen Triumphalismus ausgelöst hat. Auch nicht der vierte Titel bei der Fußball-Weltmeisterschaft 2014 in Brasilien, bei der das taktvolle Auftreten der deutschen Mannschaft von den internationalen Medien genauestens registriert wurde. So hatte man die Deutschen früher nicht allzu oft gesehen.

Was ist mit diesem Land nur geschehen, einst ein grüblerisches Volk, eine verspätete Nation, voller Kultur und Innerlichkeit, doch ohne politischen Ehrgeiz? »Wir sind wieder ... wer?« titelte der Spiegel im Sommer 2014 schlau und befeuerte damit auf ein Neues unser lustvolles Fragen nach unserer geheimnisvollen Identität. Wir Deutschen können einfach nicht aufhören, unsere Seele und unsere Kultur immer wieder auszuleuchten, sie auf ihre großen und kleinen Momente hin zu untersuchen, zu schwelgen und zu hadern. Wie die Kinder stehen wir dann vor deutschen Gegensatzpaaren: Schwärmerei und Methodik, Verträumtheit und Realitätssinn, Idealismus und Effizienz ... Entsprechende Zitate unserer Dichter und Denker gibt es gleich reihenweise. Schiller: »Deutschland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden.« Nietzsche: »Es kennzeichnet die Deutschen, dass bei ihnen die Frage ›Was ist deutsch?‹ niemals ausstirbt.« Tucholsky: »Die Engländer wollen etwas

zum Lesen, die Franzosen etwas zum Schmecken, die Deutschen etwas zum Nachdenken.« Unsere Nachbarn haben unsere Innerlichkeit stets mit einer Mischung aus Faszination und Sorge betrachtet, wobei der Humor nicht zu kurz kommt, besonders wenn sich Engländer über den teutonischen Tiefsinn hierzulande lustig machen: »Die Deutschen tauchen vielleicht tiefer ab – kommen dafür aber auch trüber wieder hoch«, so der Journalist und Historiker Henry Wickham Steed.

Dass wir unsere gefühlte Mitte nicht genau orten können, hängt auch mit unserer regionalen Vielseitigkeit zusammen, dem vielleicht zentralsten Aspekt unserer politischen, gut 1000 Jahre währenden Geschichte. Hanseaten, Rheinländer, Sachsen, Berliner und Bayern sind in ihren Bräuchen ziemlich verschieden, ihre Dialekte für die anderen oft nicht zu verstehen. Aber geben wir doch zu, dass wir den Regionalismus liebgewonnen haben! Unsere selbstbewussten, attraktiven Landesmetropolen sorgen für großen Schwung auch in den Regionen und überlassen eben nicht einer übermächtigen Kapitale das Feld, wie es Franzosen mit Paris und Engländer mit London halten. Gern wurden von Historikern eitler Partikularismus und provinzielle Kleinstaaterei der Deutschen insbesondere im 19. Jahrhundert beklagt und damit Enge und Provinzialität verbunden, doch brachten dadurch all die Kleinstaaten und Städte auch eigene Hofkulturen mit Orchestern, Opernhäusern und Universitäten hervor, die in produktiver Konkurrenz zueinander standen und Bildung und Kultur auch in der Provinz ermöglichten. Um 1800 hatte Deutschland mehr als 50 Universitäten (zugegeben eher kleinere), England hingegen nur zwei (dafür aber Oxford und Cambridge). Und auch die Teilung

in einen protestantischen Norden und katholischen Süden hat der intellektuellen Streitkultur in Deutschland nicht geschadet.

Viele interessante Facetten der deutschen Geschichte sind uns heute kaum mehr bewusst, und natürlich hängt dies zusammen mit jenem so mächtigen »Geschichtsfelsen Nationalsozialismus« (Hagen Schulze), der sich vor unsere ältere Geschichte gelegt und für einen Bruch gesorgt hat zwischen einem Deutschland vor und einem Deutschland nach der Hitler-Diktatur. Umfragen belegen, dass viele Deutsche ihre Geschichte mit dem Dritten Reich beginnen lassen, andere mit Bismarck, und dass die Zeit davor seltsam fern ist. Das ist bei Franzosen und Engländern anders. Die Franzosen definieren sich über ihre Revolution von 1789 und die Engländer gar über die germanische Eroberung ihrer Insel durch Angeln und Sachsen.

Erinnern wir also an die Zeit vor der Zeitgeschichte. Der englische Kulturwissenschaftler Peter Watson hat darauf hingewiesen, dass Deutschland im 19. Jahrhundert auf vielen Gebieten eine dominante Rolle spielte: in der Musik, dem Theater, der Philosophie, den Naturwissenschaften, der Architektur, der Archäologie, bei Telegrafie, Telefon oder Automobil. Bis zur »Machtergreifung« Hitlers gingen fast so viele Nobelpreise an Deutschland wie an Frankreich, Großbritannien und die USA zusammen. Grundstein dafür war das Bildungswesen, das Wilhelm von Humboldt, dem ein freier und mündiger Staatsbürger vorzuschwebte, konzipiert hatte.

Sicher steht der Umgang mit der immer noch schweren Bürde des Dritten Reiches heute vor anderen Herausforderungen als in früheren Jahrzehnten. Die notwendige Arbeit gegen das Vergessen und Verdrängen richtet sich inzwi-

schen an Generationen, die das Unheil kaum mehr selbst erlebten, geschweige denn darin verstrickt waren, die Jüngeren bekamen nicht einmal mehr die gravierenden Folgen jener Katastrophen unmittelbar zu spüren: Die Spaltung Deutschlands, die Erfahrung des Gegensatzes von Demokratie und Diktatur – all das ist weithin überwunden. Eine ganze Generation kennt das Land nur geeint und umringt von Partnern und Freunden, das ist ein Glücksfall. Die nationalsozialistischen Gräueltaten werden nie vergessen werden können und dürfen, aber wir haben wieder mehr Bewegungsfreiheit erlangt, nach vorne wie nach hinten.

Dem Ausland ist die deutsche Zerknirschung und Zurückhaltung auf internationaler Bühne schon längst zu viel geworden, es ermahnt uns zu mehr globaler Verantwortung. Bundeskanzler Schröder hatte 1999 mit deutschen Streitkräften im Kosovo-Krieg und später in Afghanistan schon einen Anfang gemacht. Nach Meinung vieler Politiker und Ökonomen aus dem Ausland könne nur das wirtschaftlich starke und strategisch operierende Deutschland dieses Europa auf Kurs halten und müsse entsprechend handeln (obwohl wir dann vielleicht nicht mehr die BBC-Wahl zum sympathischsten Land gewinnen können). Internationale Beachtung fand der Aufmacher des englischen *Economist* mit dem Titel »Germany – the reluctant hegemon« (»die widerwillige Vormacht«) im Juni 2013. Man zeigte sich irritiert darüber, dass das stabile und robuste Deutschland sich immer noch nicht zu seiner Stärke bekennt und forderte nun von den vormaligen *huns* oder *krauts* eine Führungsrolle im neuen Europa, mehr politische Ideen und vor allem mehr Taten – das einzulösen fällt indes nicht leicht, löst Debatten aus.

Der internationale Blick auf Deutschland wird also analytischer und moderner. Gut so. Also nehmen wir den Ball auf, erkunden uns näher und holen dafür weiter aus. Wir versuchen in diesem Buch, freimütig und offen, nach bestem Wissen und Gewissen, die Grundierung unserer Kultur und Geschichte zum Thema zu machen. Es gibt eine Menge zu erzählen, bevor wir es womöglich vergessen. Was ist denn nun deutsch, typisch deutsch? Das haben wir zusammengetragen, soweit es zu schaffen war – nicht ganz so einfach, denn was und wie unser Land sein soll, haben ja bereits die oben erwähnten Gewährsleute wie Schiller, Nietzsche und Tucholsky gefragt. In sechs Kapiteln werden prägende Symptome sortiert anhand von Fragen, die sich immer wieder stellen:

Ursprünge: Woher wir kommen

Wer waren die ersten Menschen auf später einmal deutschem Boden? Das verrät ein Blick auf die frühe Ahnenreihe, auf *Homo heidelbergensis*, Neandertaler, »Ötzi« und andere. Erste wirklich fassbare »Deutsche« waren die Kelten, die ursprünglich nicht in Britannien zu Hause waren, sondern im heute süddeutschen Raum. Dann die Germanen, die erst in fernen Wäldern vor sich hin lebten, dann die eindringenden Römer vernichtend schlugen und später auf große europäische Völkerwanderung gingen. Sind wir Deutschen nun eigentlich Germanen oder eher nicht? Warum Deutschland letztlich ein Land der Stämme blieb, was schließlich die Franken, Baiern, Schwaben und Sachsen miteinander verband und welche Rolle dabei die deutsche Sprache und Dialekte spielten, ist eine Frage, die bis in die Gegenwart hineinreicht.



Unsere Nation: Was uns eint

Mit der Ausdehnung des Frankenreichs nach Osten, der Durchsetzung des christlichen Glaubens in der Mitte Europas und der Schaffung einer imperialen Ordnung legte Karl der Große auch ein Fundament für politische und kulturelle Entwicklungen im späteren Deutschland. Doch die deutsche Geschichte weist mehr Brüche auf als Kontinuitäten. Gegensätze von partikularer und zentraler Gewalt, territorialer Zersplitterung und Einheitsstreben, von universalen und nationalen Gedanken prägten die staatliche Genese. Erst nach und nach vollzog sich die Entwicklung der Stämme zu einer ihrer selbst bewuss-



ten Gemeinschaft der Deutschen. Gegensätze von Kaisern und Päpsten, Fürsten und Königen, Konflikte um Macht und Glaube, um Freiheit und Einheit prägten den Weg zur Nation, deren Vielfalt sich in föderalen Traditionen spiegelt. Auf die totale Übersteigerung des Nationalismus folgten die Weltkriege, der Zivilisationsbruch der NS-Zeit, die Teilung – und erst nach Jahrzehnten die Wiedervereinigung in der Erkenntnis, dass Deutschland und Europa nur in enger Bindung zueinander bestehen können.

Sehnsucht: Wovon wir schwärmen

Es sei ein Land unendlicher Wälder, schrieb Tacitus in seiner *Germania*. Eigenartig wirkte auf die Römer, dass es keine Tempelbauten in Germanien gab. Vielmehr seien die Bäume selbst das Heiligtum der Menschen, die dort lebten. Warum haben Wälder, Ritterburgen,



Märchen und Mythen eine so große Bedeutung im Reigen der Befindlichkeiten, die man den Deutschen immer wieder zuschreibt? Warum nehmen Dramen wie das Nibelungenlied, die Sagen des Mittelalters, Traumschlösser wie Neuschwanstein einen so hohen Rang in der kulturellen Selbstwahrnehmung ein? Geht es um Projektionsflächen, um Visionen und Gefühle, die aus der Enge des Diesseits zu befreien scheinen? So wie es Heinrich Heine den Deutschen bescheinigt hat: »Sie sind ... Vor- und Nachdenker, Träumer, die nur in der Vergangenheit und in der Zukunft leben und keine Gegenwart haben«? Was davon ist geblieben?

Dichter und Denker: Wonach wir suchen

»Da steh ich nun, ich armer Tor und bin so klug als wie zuvor.« Die ewige Suche nach den letzten Gründen, nach dem, »was die Welt im Innersten zusammenhält« – Goethes Faust brachte es als Symbolfigur für deutsches Streben nach dem Absoluten zu internationalem Ruhm. Wäre da nicht der Pakt mit dem Teufel – die Verführbarkeit, wenn es darum geht, höchste Früchte vom Baum der Erkenntnis zu ernten.

Warum haben letztlich die Dichter und Denker die Nation der Deutschen erfunden, konnte sie im vielfältig geteilten Deutschland nur in den Köpfen entstehen? Warum gilt die



Romantik als Wegbegleiter der Deutschen? Und was ist dran am Begriff der Kulturnation? An Schöpfergeist mangelte es nie. Deutschland brachte Komponisten hervor, die zeitlose Klangwelten schufen wie Bach, Beethoven oder Wagner. Forscher und Gelehrte wie die Brüder Humboldt wollten nicht nur die Welt erkunden, sondern den Menschen durch Bildung zu einem besseren Wesen machen. Was hat Philosophen wie Kant, Marx, Nietzsche oder Schopenhauer bewegt bei ihrer Reflexion und Kritik gesellschaftlicher Zustände? Wie haben deutsche Schriftsteller die geteilte und gemeinsame deutsche Vergangenheit und Wirklichkeit bewältigt und aufgearbeitet? Die Suche nach Antworten dauert an.

Tüftler und Erfinder: Was uns antreibt

Deutschland gilt als Land der Forscher, Tüftler und Erfinder, und wie eine Berufsempfehlung klingt immer noch der alte Spruch: »Dem Ingenieur ist nichts zu schwer.« Deutsche Techniker teilen sich bei den Patenten die ersten Plätze mit der Konkurrenz aus den USA und Japan. Hat das etwas mit Disziplin, Gründlichkeit und Präzision zu tun? Oder entwickelten sich im industriell einst etwas verspäteten Deutschland Strukturen, die das Handwerkliche begünstigten sowie das Forschen um seiner selbst willen?

Kein Fortschritt ohne Antrieb: Ob Fahrrad, Auto, Dynamo, Flugzeug oder Atomenergie, immer wieder stecken Köpfe aus deutschen Landen dahinter, wenn es um technologische Innovation geht, auch bei den großen Entwicklungen in der Kommunikationstechnik, bei Telefon, Radio, Fernseher, Computer. In den Naturwissenschaften machten deutsche Physiker und Chemiker bahnbrechende Ent-



deckungen – etwa bei der Quantenphysik oder der Kernspaltung – und waren deshalb lange führend bei der Zahl der Nobelpreise. Der Nationalsozialismus war auch hier eine Zäsur – brillante Forscher wie Albert Einstein, James Franck und Max Born wurden ins Exil getrieben. Andere fügten sich dem Willen und den Vorgaben des menschenverachtenden Regimes. Wernher von Braun baute für Hitler sogenannte »Vergeltungswaffen«, später, als Staatsbürger der USA, verhalf er der Menschheit als einer der Väter der Mondrakete zu einer Sternstunde.

Typisch deutsch: Wer wir sind

Sind es die »deutschen Tugenden« wie Pünktlichkeit, Sparsamkeit und Fleiß oder eher Eigenheiten wie Schrebergarten, Abendbrot oder Kehrwoche, die das Image der Deutschen prägen?



Warum wählten laut der oben erwähnten Umfrage der BBC 26 000 Menschen aus 25 verschiedenen Nationen Deutschland zum »beliebtesten Land der Welt«? Und wie erklärt es sich, dass – trotz der positiven BBC-Umfrage – Deutsche von Karikaturisten im Ausland immer wieder als wütender Aggressor mit Hitler-Bärtchen oder als vollbusige Germania mit Pickelhaube dargestellt werden? Die Frage nach den Selbst- und Fremdbildern trifft auf unterschiedliche, manchmal widersprüchliche Befunde, aber auch auf Stereotype mit historischen Wurzeln. Neben den kaum zu leugnenden Neigungen zu Bier, Brot, Autos und Reisen zum Beispiel die vielzitierte »German Angst«, im Ausland häufig belächelt als Melancholie und angebliche Schwarzseherei der Deutschen – womöglich ist sie durch die vielen kriegerischen Auseinandersetzungen begründet, die unsere Geschichte prägten. In den Jahrzehnten der Teilung konkurrierten Bundesrepublik und DDR immer wieder um den Anspruch, das bessere Deutschland zu sein. Jedenfalls waren beide Staaten lange Musterschüler ihrer Vormächte

USA und Sowjetunion. Seit der Einigung dauert die Suche nach der gesamtdeutschen Identität an. Sie kann neben dem gespaltenen Erbe inzwischen von 25 gemeinsamen Jahren zehren – mit und ohne Mauern in den Köpfen.

So liegt es ein Vierteljahrhundert nach der Vereinigung nahe, rundum zu blicken. Die »Deutschlandsaga« soll historische Erfahrungen und Schlussfolgerungen bündeln. In gewisser Hinsicht – und das ist sicher zeitgemäß – ist sie auch eine »Europasaga«. Das Zentrum des Kontinents war immer Schauplatz einer großen Vielfalt und Buntheit, das Land in der Mitte stets ein Vielvölkergebilde mit untrennbaren Bezügen zu den Nachbarn. Hier trafen viele Kulturen aufeinander, hier verschmolzen sie miteinander – Migration gehört zu Deutschland. Der Föderalismus zeugt – bei aller Kritik – von dem gelungenen Versuch, verschiedene Traditionen unter einem Dach zu verbinden. Dass ideale und religiöse Konflikte allein durch Toleranz zu bewältigen waren und bleiben, ist eine Lehre der Geschichte, genauso wie die Erkenntnis, dass die Deutschen nur mit und nicht gegen Europa bestehen können. Es sind historische Befunde von bleibender Relevanz. Der spanische Diplomat und Schriftsteller Salvador de Madariaga hat einmal gesagt, wenn die Moral der Deutschen nicht gesund sei, kranke auch Europa daran, und er fügte hinzu: »Wenn Deutschland verrückt wird, wird auch Europa verrückt.« Vielleicht vermögen gelegentliche Bestandsaufnahmen – wie sie auch im vorliegenden Buch angestellt werden – manche Gemüter zu beruhigen.

Peter Arens
Stefan Brauburger



Ursprünge

Woher wir kommen

Heidelbergensis, Neandertaler, Löwenmensch und Ötzi

Es ist vermutlich nicht der wissenschaftlichste, politisch korrekteste Beitrag zu diesem Buch, aber ein intellektuell stimulierendes Gedankenspiel, wenn wir nach dem ersten Deutschen in der Geschichte Europas fragen. Die Paläoanthropologen gehen von einer ersten Besiedlung im gedachten Deutschland vor rund 700 000 Jahren aus, wonach der erste Deutsche der sogenannte *Homo heidelbergensis* wäre, dessen Unterkiefer 1907 in einer Sandgrube bei Heidelberg entdeckt wurde. Dieser berühmte Unterkiefer von Mauer ist mit etwa 600 000 Jahren das älteste je in Deutschland gefundene Menschenfossil und als sogenanntes Typus-exemplar der gesamten Gattung *Homo heidelbergensis* ein Fund von absolutem Weltrang.



Der Unterkiefer des *Homo heidelbergensis* ist das älteste in Deutschland gefundene menschliche Fossil.

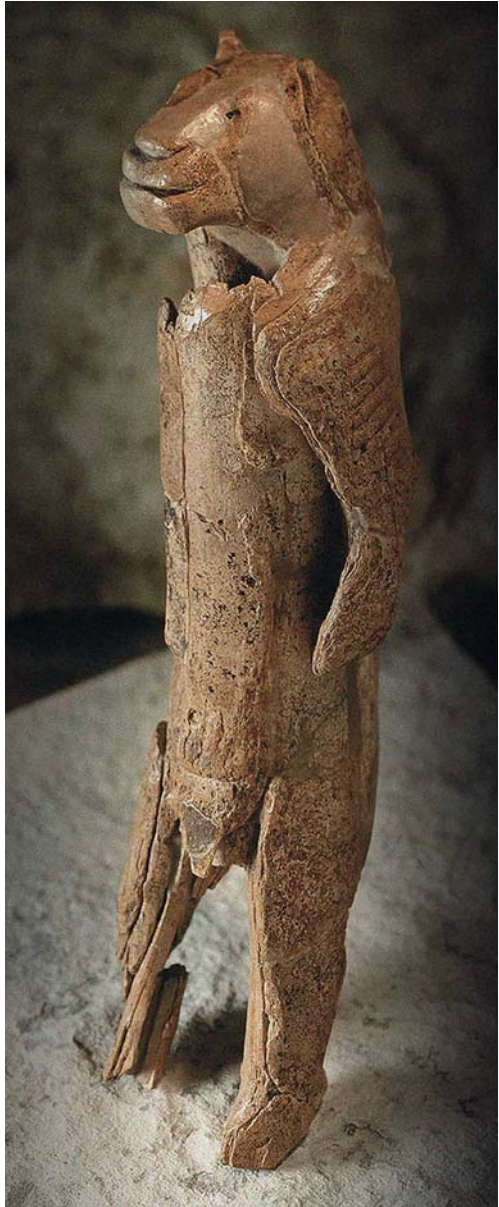
Der nächste Deutsche, der für unser Ranking infrage käme, stammt aus Nordrhein-Westfalen und ist um einiges jünger und wesentlich populärer als sein süddeutscher Urahn: der Neandertaler. Italienische Arbeiter fanden 1856 seine Skelettreste bei Steinbrucharbeiten im Neandertal bei Düsseldorf. Der Neandertaler war zwar auf einem höheren Kulturniveau als der *Homo heidelbergensis* unterwegs, gehört aber wie dieser immer noch einer Vorstufe des modernen *Homo sapiens* an und ist daher kein direkter Vorfahr, sondern lediglich ein Verwandter des anatomisch modernen Deutschen. Warum er vor rund 30 000 Jahren von der Erde verschwand, konnte bis heute nicht erklärt werden.

Danach fehlen uns fürs Erste fassbare Prominente des frühgeschichtlichen Deutschland, allerdings hat uns der frühe *Homo sapiens* seine Kunst hinterlassen. Der spektakuläre Löwenmensch, eine 30 Zentimeter große Figur aus Mammutelfenbein, wurde 1939 im Lonetal bei Ulm entdeckt. Sie zeigt einen Menschen mit dem Kopf eines Löwen und ist mit einem Alter von über 35 000 Jahren nicht nur einer der frühesten Kulturfunde Mitteleuropas, sondern der ganzen Menschheit.

Mit einem weiteren Superlativ aus deutscher Fundgeschichte kommen wir der Suche nach namhaften Persönlichkeiten wieder näher. Dafür weiten wir unseren Blick und richten ihn nach Südtirol auf die Ötztaler Alpen zum Hauslabjoch – man möge uns die geringfügige Territoriaausdehnung Deutschlands in diesem speziellen Fall nachsehen. Wir haben es nämlich jetzt, nach den soeben beschriebenen unpersonlichen Knochenfunden, mit einem Vertreter aus Fleisch und Blut zu tun, mit dem weltberühmten Ötzi. Er ist die älteste je gefundene

Mumie, die sich ohne Einbalsamierung auf natürliche Art und mitsamt ihren Alltagsspuren erhalten hat. Nach Ötzis Tod vor etwas mehr als 5000 Jahren fiel erst jede Menge Schnee auf seinen Körper, dann legte sich eine Gletscherschicht darüber, Haut und Organe wurden tiefgefroren. Um den Ötzi, 1991 von deutschen Bergwanderern auf 3210 Meter Höhe entdeckt, ist in den letzten Jahren ein wahrer Kriminalfall gestrickt worden – wahrscheinlich wurde er hinterrücks von einem Pfeil getroffen und verblutete. Der Ötzi war 1,60 Meter groß, wog 50 Kilogramm und war bei seinem Tod etwa 45 Jahre alt. 2010 tauten ihn Wissenschaftler kurz auf, in seinem Magen fanden sich Rückstände von Steinbockfleisch, Getreide und Gemüse. Er litt an Arthrose, verkalkten Blutgefäßen und schlechten Zähnen – und war dennoch topfit, wie seine Muskeln verraten. Der Ötzi bietet uns einen der faszinierendsten Einblicke in die Alltagsgeschichte des prähistorischen Menschen, die wir heute haben.

Der Ötzi gehört bereits in die Epoche der Jungsteinzeit, die nach dem Ende der letzten Eiszeit vor rund 8000 Jahren begann. Zu diesem Zeitpunkt ist die Erdgeschichte Deutschlands so gut wie abgeschlossen. Der Golfstrom war stärker geworden, womit das Klima innerhalb von wenigen Jahrhunderten wärmer und feuchter wurde. In ganz Mitteleuropa entstanden große Mischwälder, bevölkert von Wölfen, Bisons und Bären. Insbesondere in den Alpen entwickelten sich erste Ansätze von Ackerbau und Siedlungswesen, im Ostsee- und Nordseeraum allerdings setzte diese von der Wissenschaft so bezeichnete Neolithisierung später ein. Die Menschen lernten, die Sterne zu deuten, wie der spektakuläre Fund der Himmelscheibe von Nebra (Sachsen-Anhalt) nahelegt:



Eines der ältesten Kunstwerke der Menschheit: der 1939 in einer Karsthöhle im Lonetal entdeckte Löwenmensch.



Der Mann, der aus der Kälte kam: die Gletschermumie »Ötzi« auf dem Sektionstisch des Bozener Archäologiemuseums.

Es handelt sich dabei um eine mit Gold besetzte Bronzeplatte, die die Elemente des Himmels mit religiösen Symbolen darstellt. Sie gehört mit einem geschätzten Alter von 4000 Jahren in die Bronzezeit. Langsam nehmen wir also Tuchfühlung mit jenen Menschen auf, die wir als unsere konkreten mitteleuropäischen Vorfahren betrachten können.

Zu dieser Zeit, im 2. Jahrtausend v. Chr., stieg die Bevölkerungszahl in Mitteleuropa deutlich an. Wie die Himmelscheibe belegt, wussten die Menschen mit dem natürlichen Material ihrer Umgebung immer besser umzugehen. Hatten sie zuvor noch mit Werkzeugen aus Knochen und Stein hantiert, so wurden sie jetzt in der Metallverarbeitung immer geschickter. Erst Kupfer, dann das härtere Metall Bronze (aus Zinn und Kupfer), schließlich Eisen (aus Erz) – auch härtere Böden konnten nun landwirtschaftlich genutzt werden, die Wälder wurden wieder zurückgedrängt. Die Mitteleuropäer jener Zeit haben für uns in ethnischer Hinsicht kein rechtes Gesicht, man spricht von Indoeuropäern oder Indogermanen und bezeichnet damit Gruppen einer weitgefasst gemeinsamen Sprache oder Kultur, die aus dem heutigen Südrussland oder aus Kleinasien nach Europa und Indien ausgriffen. Um 1500 v. Chr. lebten etwa Nordmensen in Dänemark und Schleswig-Holstein, die keine Schrift oder Städte kannten, aber Bilder von Körpern, Tieren und Schiffen in Felsplatten ritzen und sehr versiert in der Herstellung und Verarbeitung von Bronze waren. Über ein Verkehrsnetz zu Land und zu Wasser trieben sie sogar Handel mit den unendlich weit entfernten Griechen.

Auch südlich dieser vorgermanischen Bevölkerung werden natürlich je nach Klima und Landschaftstyp Bauern, Jäger, Fischer und

Krieger gelebt haben. Aber keinem dieser Völker ist es gelungen, aus dem Dunkel der Urzeit heraus erkennbar in unsere Geschichte hineinzutreten und uns das Gefühl einer Ur-Identität zu geben. Auch weil einprägsame Namen für sie fehlen. Was hätten wir aber auch mit den archäologisch korrekten Begriffen »Trichterbecherkulturmenschen« oder »Schnurkeramik-kulturmenschen« (benannt nach den Verzierungen ihrer Keramik) anfangen sollen? Viel mehr scheinen uns auf den ersten Blick auch die Menschen der nächsten Stufe, der sogenannten Hallstatt-Kultur und der La-Tène-Kultur, nicht zu verheißen. Doch hinter diesen Fachtermini der modernen Archäologie verbirgt sich ein Volk, das ziemlich plötzlich und überaus klangvoll aus der anonymen Frühgeschichte heraustritt. Dieses Volk lässt sich als erster Beherrscher Mitteleuropas bezeichnen und fasziniert uns bis heute wie kaum ein anderes: die Kelten.

Unterschätzte Urahnen – die Kelten

Was auch die Kundigsten oft nicht wissen, weil es ihnen der Geschichtsunterricht an den Schulen nicht vermittelt hat: Das sagenhafte Volk der Kelten hat seinen Ursprung in Süddeutschland und nicht im mythisch befrachteten Irland, Wales oder Schottland, wie man denken würde. Um 800 v. Chr. begann sich die Bevölkerung Mitteleuropas kulturell zu verändern. Eine Vielzahl von Stämmen, die im heutigen Gebiet von Süddeutschland, Österreich, der Schweiz und Ostfrankreich lebten, bildete über einen bestimmten Zeitraum immer mehr Gemeinsamkeiten in Lebensweise, Handwerk und Kunst aus. Sie näherten sich so sehr einander an, hin zu einem subjektiven Wir-Gefühl,



dass die Wissenschaft von einer gemeinsamen Kultur sprechen kann. Sie legten für ihre verstorbenen Oberhäupter Hügelgräber an, kleideten sich mit Gewändern, die von Spangen zusammengehalten wurden, hatten eine hochentwickelte Schmiedekunst und trieben Handel mit Salz und Eisen entlang der Donau. Nördlich der Alpen entstand hiermit eine erste Zivilisation, die sich durchaus auf Augenhöhe befand mit den Griechen und Römern jener Zeit. Rom war zu jener Zeit, gegründet 753 v. Chr., noch ein kleines Dorf. Die Griechen hatten wohl gerade die Gesänge des Homer gedichtet – das sei ihnen unbenommen –, ihre blühende Antike stand aber noch bevor.

Der entscheidende Schritt zur Erfolgsgeschichte der Kelten lag in ihrer Fähigkeit, in einem komplizierten Verfahren aus Erz Eisen zu gewinnen. Über Jahrhunderte bereits hatten sich die Schmiede in Mitteleuropa als Meister ihrer Kunst erwiesen und Bronze hergestellt aus der Legierung von neun Teilen Kupfer und einem Teil Zinn. Irgendwann muss der Nachschub an Zinn ins Stocken gekommen sein, und die Schmiede nördlich der Alpen mussten umsteigen auf das neue Werkmaterial Eisen. Erz war zwar leichter und verbreiteter zu finden als Zinn und Kupfer, musste aber bei konstant hohen Schmelztemperaturen und unter aufwendiger Technik zu Eisen verarbeitet werden.

Der Siegeszug des neuen Metalls war schließlich nicht aufzuhalten: Werkzeuge und Waffen aus hartem, scharfem, belastbarem Eisen liefen der weichen Bronze den Rang ab. Jetzt hatte die Eisenzeit die Bronzezeit abgelöst, und an deren epochaler Schwelle standen die Kelten.

In der Wissenschaft wird die Volkswanderung der Kelten zwischen 800 und 450 v. Chr. als die Hallstatt-Kultur bezeichnet, nach einem Fundort im österreichischen Salzkammergut, der für das keltische Geschick beim Salzbergbau steht. Die Archäologen sprechen bei den Kelten offiziell von Eisenzeitlern. Sie tun sich mit der populären Vereinfachung »Kelten« etwas schwer, weil die Kelten keinen Beweis, etwa in Gestalt einer Münze oder einer Grabinschrift, dafür hinterlassen haben, dass sie sich selbst so nannten. Der Begriff *Keltoi* wird um 600 v. Chr. von einem griechischen Reisenden genannt, der damit ein Volk irgendwo im Donaauraum meinte. Und vielleicht wurde der Name in den nächsten Jahrhunderten in der Tat verwendet, von den Kelten selbst oder den Völkern, die mit ihnen Handel trieben. Aufschlussreich ist, wenn auch viel später, dass Cäsar in *De Bello Gallico* bezeugt, die Bewohner Galliens würden sich selbst *Celtae* nennen.

Darüber hinaus fällt es den Fachdisziplinen schwer, sich ein umfassendes Bild von den Kelten zu machen. Viele Stämme mit einer gemeinsamen materiellen und geistigen Kultur: ja; ein geschlossenes Volk mit gemeinsamen ethnischen Wurzeln: nein. Wie alle europäischen Nordvölker haben auch die Kelten ihre Traditionen und Geschichten mündlich weitergegeben, schriftliche Zeugnisse oder gar Geschichtswerke sind nicht überliefert – womit man annehmen muss, dass es sie auch nicht gegeben hat. Die Kelten sind von Römern und

Griechen beschrieben worden, daher stammt unser historisches Wissen – wobei die meisten Texte auf die 200 Jahre vor Christi Geburt zurückgehen, und hier hatte die antike Welt eher die Kelten Galliens im Blick und weniger die rechts des Rheins. Die Kelten selbst haben uns ihre Kultur weitestgehend in ihren Gräbern überliefert, an archäologischen Funden wie Gefäßen, Schmuck und Waffen besteht kein Mangel. Die materielle Kultur lässt Rückschlüsse auf die Lebensweise der Kelten zu, doch leider nicht darauf, was genau sich in ihrer Geschichte ereignet hat – wie es ihnen als Volk erging, warum sie wohin zogen und ihre Siedlungsgebiete veränderten. Und die Handelsreisenden aus dem weiterentwickelten Süden, die ganz sicher Ereignisse in der Welt nördlich der Alpen mitbekamen, haben es versäumt oder nicht als notwendig erachtet, dies aufzuschreiben.

Dafür sind die archäologischen Hinterlassenschaften der Kelten in Deutschland umso eindrucksvoller, und es lohnt sich, unser Wissen und Bewusstsein dafür zu schärfen. Die Kelten hatten sich als die Eisenmeister Europas zunehmend für die Mittelmeervölker interessant gemacht, für Griechen, Phönizier und Etrusker. Wenn diese ihre Suche nach Rohstoffen in den Donaauraum führte, bis an die Grenze zum Germanenland, inspirierten sie die Kelten auch mit neuen kulturellen Einflüssen aus ihrer Heimat. Auf der Donau, die eine logistisch perfekte Verbindung zwischen den Flüssen im Westen und jenen im Osten darstellte, wurden Eisen, Bronze, Salz, Bernstein und Waffen der Kelten gegen Luxusware aus dem Süden gehandelt, gegen Wein und edle Gefäße. Die Fürsten, die an Verkehrsknotenpunkten residierten oder auf deren Gebiet



Edle Interpretation der Unsterblichkeit: der rekonstruierte keltische Grabhügel am Glauberg in der hessischen Wetterau.

Eisenerzvorkommen lagerten, müssen dadurch mächtige Männer geworden sein. Sie wohnten in erhabenen Höhensiedlungen und beschlossen, ihre Unsterblichkeit etwas edler als ihre Vorfahren zu interpretieren. Sie wollten nicht mehr eingeäschert werden, wie das die Angehörigen der Nordkulturen vor ihnen getan hatten (der sogenannten Urnenfelderkultur), sondern ließen sich ab jetzt in majestätischen Hügelgräbern beerdigen. Diese sind auch heute noch an vielen Orten in Deutschland sichtbar

und das ikonografische Symbol der Kelten schlechthin.

Um 500 v. Chr. vollzog sich eine weitere bedeutsame Veränderung in Mitteleuropa. Die Kelten begannen nach Westen bis zum Atlantik und nach Osten bis zum Schwarzen Meer vorzustoßen, infolge einer starken Bevölkerungszunahme oder von Klimaschwankungen. So soll der Wasserspiegel des Bodensees nach einer Gletscherschmelze um mehrere Meter gestiegen sein. Viele der charakteris-

Keltenfürsten von Hochdorf und vom Glauberg

Bei Ludwigsburg ist der spektakuläre Schatz von Hochdorf zu Hause, ein 1978 entdecktes, noch erhaltenes Fürstengrab aus der Zeit um 500 v. Chr. Der Grabhügel ist sechs Meter hoch und 60 Meter breit, von weithin zu sehen. Das Grab war nicht ausgeplündert gewesen, die Kammer war eingefasst unter 15 Tonnen Gestein, dazwischen Strebebalken, überdeckt von Tausenden Kubikmetern Erde. Wie in einem Tresor hat das Skelett des 1,78 Meter großen Fürsten mit all seinen prächtigen Beigaben überdauert: Schmuck und Waffen aus

Gold, Silber, Bronze und Bernstein, dazu ein reich ausgestattetes Trinkgeschirr mit bezeichnenderweise neun (!) Trinkhörnern, aber auch ein Nagelschneider und ein Rasiermesser.

Der zweite Keltenfürst, der weltweite Berühmtheit erlangte, ist der Krieger vom Glauberg in Hessen: eine 1,86 Meter große Figur aus Buntsandstein, mit Schnurr- und Kinnbart, Schild und Schwert, die am Rande des Grabes im Erdreich gefunden wurde. Irgendwann muss die Statue von den Füßen geschlagen und in die Erde gelegt worden

sein, wohl aus rituellen Gründen, denn bei einer weiteren gefundenen Steinfigur jener Zeit im württembergischen Hirschlanden fehlten die Füße ebenfalls. Der Fürst vom Glauberg stammt wie der Fürst von Hochdorf vom Ende der Hallstatt-Zeit und ist mit rund 2500 Jahren eine der ältesten Menschenstatuen Europas. Er ist archäologisch von derart herausragender Bedeutung, dass er in Anlehnung an unsere Eingangsfrage als heißer Kandidat für den Titel »erster Deutscher« gelten darf. Man sieht, in der frühen Keltenzeit drängeln sich schon die Anwärter für dieses Prädikat.



Zeugnisse keltischen Lebens: Goldschmuck aus Hochdorf (links) und der fast 1,90 Meter große Steinkrieger vom Glauberg (rechts).

tischen Höhensiedlungen verschwanden um diese Zeit. Die Archäologen fanden auch Hinweise auf gigantische Brände, denen die Burgen zum Opfer fielen. Die Kelten wanderten bis nach Spanien und Portugal und erreichten die britischen Inseln. Obwohl es keine Hinweise auf eine keltische Masseneinwanderung gibt, übernahmen die Inselbewohner die keltische Kultur umfassend. Ab 400 v. Chr. sprachen die meisten von ihnen keltisch. Das ist erstaunlich, denn gerade Sprachübernahmen erfolgen normalerweise im Laufe lang andauernder Prozesse. Es lässt sich in diesem Fall wohl nur dadurch erklären, dass den Einheimischen das Neue überlegen, unsagbar attraktiv vorgekommen sein muss. Mit Langzeitwirkung, denn keltische Dialekte werden in Irland (irisch), Schottland (gälisch) und Wales (kymrisch) immer noch gesprochen. Aber auch nur mehr dort. Das Festlandkeltische starb aus, irgendwann wurde es von römischen und germanischen Einflüssen verdrängt.

Auch Frankreich wurde von den Kelten nachhaltig beeinflusst. Bevor Cäsar 58 v. Chr. in Gallien einmarschierte, hatten die Kelten rund 500 Jahre lang das Land prägen können. Asterix hat das für die Moderne gezeigt, selbst Kinder wissen das heute. Aber auch Deutschland zwischen den Alpen und den Mittelgebirgen war keltisches Herrschaftsgebiet. Die Kelten breiteten sich insbesondere in den Moselraum hinein aus, bis zu Hunsrück und Eifel, wie viele Prunkgräber belegen. *Rhenus* für Rhein und *Danuvius* für Donau sind Wörter keltischen Ursprungs.

Für diese zweite Blütezeit der Kelten zwischen 450 und 60 v. Chr. steht die sogenannte La-Tène-Kultur, benannt nach der zweiten großen Ausgrabungsstätte einer kleinen Bucht am

Neuenburger See in der Schweiz. Mit der La-Tène-Kultur ist ein neuer Kunststil gemeint, der bestimmte wiederkehrende Ornamente verwendete. Die Kunst- und Alltagsgegenstände der Westkelten unterschieden sich von denen im Osten immer deutlicher, auch ihre Sprachen entwickelten sich auseinander. Warum, wüsste die Forschung nur allzu gern. Aber die Kelten haben ja leider nichts für die Nachwelt aufgeschrieben.

Die neue Kultur läutete eine Epoche ein, die die Kelten bis an die Schwelle zur Hochkultur führte. Gut 300 Jahre lang sollten sie die obersten Herren Mitteleuropas sein, lange bevor die römische Weltmacht auf Süddeutschland und Gallien ausgriff. Schon um 600 v. Chr. war mit der Heuneburg an der Donau, zwischen Ulm und Sigmaringen gelegen, ein zivilisatorischer Meilenstein erreicht worden. Die Heuneburg als ein befestigter Fürstensitz war eine mächtige Handelsbastion, deren arbeitsteilige Handwerksstätten nicht nur für den Eigenbedarf, sondern auch für den Export produzierten – ein progressives Wirtschaftskonzept für das damalige Mitteleuropa. In der Burganlage und den Außensiedlungen lebten bis zu 10 000 Menschen, vielleicht kann man die Heuneburg als erste Stadt nördlich der Alpen bezeichnen. Womöglich hat Herodot mit seiner geheimnisvollen Keltenstadt Pyrene die Heuneburg gemeint, als er schrieb: »Der Istros (Donau) entspringt im Keltenlande bei der Stadt Pyrene und fließt durch Europa, indem er es teilt.«

In der späten La-Tène-Kultur ab 200 v. Chr. entwickelte sich die keltische Siedlungs- und Städtkultur zu den sogenannten Oppida (lat. *oppidum*, Stadt) weiter. Es kam zu einer regelrechten Urbanisierung, wie es sie nördlich der

Alpen nie zuvor gegeben hatte. Diese Städte pulsierten vor Leben, die Anordnung ihrer Häuser, Höfe, Speicher und Tempel folgte einem durchdachten Plan. Sehr wahrscheinlich hatten die keltischen Stadtherren die Lebenswelt ihrer mediterranen Handelspartner in großen Teilen kopiert. Auch sie prägten in ihren *Oppida* jetzt Münzen aus Gold, Silber und Bronze – ihre Söldner hatten diese Währung am Mittelmeer kennengelernt. Sie bemühten sich um faire Rechtsprechung, schrieben Briefe in griechischer Schrift und betrieben Fernhandel mit Luxusgütern.

Die blühende, reiche Zivilisation der Kelten war zum Zeitpunkt, als Cäsar in Süddeutschland auftauchte, allerdings fast vollständig verschwunden. Wie immer in solchen Fällen überraschender, umfassender Abwanderung vermutet die Wissenschaft eine Klimakatastrophe, ausbleibende Ernten, Hungersnöte, Seuchen. Unzweifelhafte Hinweise fehlen allerdings. Und auch der Umstand, dass Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. Germanen ins Alpenvorland und über die Alpen hindrangen, scheint keine schlüssige Erklärung zu sein. Warum hätten reiche, wehrhafte Kelten sich Kimbern und Teutonen, die ihre Heimat wohl aus der Not heraus verlassen hatten, geschlagen geben und ihr Land verlassen sollen? Wie auch immer, die keltische Vorvergangenheit Deutschlands war wie durch einen Spuk Geschichte geworden.

Anders als die Perser oder die Römer haben es die Kelten nicht vermocht, trotz einer Herrschaft von fast 800 Jahren einen zentralen Staat zu gründen, der auf der politischen Willensbildung seiner Menschen oder starken royalen Strukturen beruhte. Sie lebten großräumig unter einem gemeinsamen kulturel-



Zur keltischen La-Tène-Kultur gehört auch dieser aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. stammende Steinkopf von Mšecké Žehrovice in Tschechien.

len Dach, doch die Stämme bewahrten sich eine gewisse Eigenständigkeit, wobei sie auch untereinander Krieg führten – ähnlich wie die Germanen. Die Kelten gingen schließlich auf in den Kulturen westlicher Nachbarvölker, ohne ein eigenes Reich gegründet zu haben.

Es verwundert, warum in der Frage nach den Vorfahren der Deutschen die Kelten bis heute eine solch geringe Rolle spielen. Immerhin hatten sie viele Jahrhunderte lang Süddeutschland besiedelt, hatten dort ihr ethnisch-kulturelles Epizentrum, also müssen sie ihre DNA auf irgendeine Weise hinterlassen haben. Stattdessen wurde in unserer Geschichte aus-

Manching

Manching an der Donau, südöstlich von Ingolstadt gelegen, war eine solch herrschaftliche Keltenstadt – 380 Hektar groß und von einer über sieben Kilometer langen Mauer umgeben. Seit 1955 wird diese hochrangige Fundstätte von der Wissenschaft erforscht und hofiert. Manching wurde durch den Handel mit den Südvölkern groß. Seine Lage war perfekt: am Knotenpunkt eines Seitenarms der Donau gelegen, samt Hafen, mit einem Verkehrsweg von Norden nach Süden, der über die Alpen führte. Manching war um 120 v. Chr. das wohl größte Wirtschaftszentrum nördlich der Alpen. Es unterhielt innerhalb seiner Befestigung einen städtischen Kosmos aus Schmieden, Steinmetzen, Zimmerleuten, Töpfern, Glasdrehern und anderen Spezialisten. Zwischen den Gehöften und dem Ringwall wurden Rinder, Schweine und Schafe gehalten sowie Getreide angebaut. Die gesellschaftliche Pyramide wurde von hohen Adligen angeführt, darunter rangierte der niedere Adel, dann Handwerker und Bauern. Den Druiden oblag das spirituelle Leben in den Tempeln, auch kümmerten sie sich als weise Männer um die zwischenmenschlichen und rechtlichen Angelegenheiten.

In der an Rätseln überreichen Geschichte der Kelten voller Höhe- und Wendepunkte kommt auch Manching eine besondere Rolle zu. Bereits die Errichtung des städtischen Schutzwalls weist darauf hin, dass irgendwann eine Bedrohung von außen ins Spiel kam. Jedenfalls verlor Manching um 100 v. Chr. an Bedeutung, der Luxushandel aus dem Süden erlahmte, das Gewicht und damit der Wert der Münzen ließen nach. Wie Manching ging es auch den anderen Oppida in Süddeutschland. Sie verschwanden ganz einfach, die Menschen zogen weg. Gern würde man mit einer Zeitmaschine in diese keltische Superstadt zwischen Ingolstadt und München reisen, noch bevor Cäsar Gallien und Süddeutschland betrat und unsere abendländische Geschichtsschreibung in Gang setzte.





schließlich darüber debattiert, inwiefern wir von den Germanen abstammen. Schauen wir jetzt zu den nördlichen Nachbarn der Kelten hinüber, die bis zu deren Austreten aus der Geschichte rund 500 Jahre lang neben ihnen existierten. Sie waren kulturell weniger entwickelt, wurden aber immer zahlreicher und waren mit einer derart unbändigen Kraft ausgestattet, dass sie Europa entscheidend verändern sollten: die Germanen.

Die Welt der Germania – In fernen Wäldern zu Hause

Viele antike Autoren haben auf die physische Ähnlichkeit von Kelten und Germanen hingewiesen. Beide beeindruckten durch große, kräftige, häufig blonde Krieger, die unerschrocken im Kampf waren. Auch ihre Lebensformen und gesellschaftlichen Hierarchien, die von einem ausgeprägten Gefolgschaftswesen der Krieger in Bezug auf ihre Stammesoberhäupter geprägt waren, ähnelten einander.

Aber beide Völker wurden auch als zügellos und grausam wahrgenommen – den Brauch, religiösen Kult mit den abgeschlagenen Köpfen ihrer Gegner zu treiben, hatten die Kelten immerhin den Germanen voraus. Rom hatte die immer wieder aufblitzende Aggressivität beider Völker am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Im Jahr 387 v. Chr. hatten Kelten das aufstrebende Rom erobert und in einen Trümmerhaufen verwandelt. »Wehe den Besiegten«, das berühmte »Vae victis«, hatte der Keltenhäuptling Brennus den gedemütigten Römern entgegengeschleudert. Der zweite Schock ereignete sich 113 v. Chr., als Kimbern und Teutonen aus ungeklärten Gründen ihre skandinavische Heimat verließen, die Alpen überquer-

ten und das römische Heer in Noreia entscheidend schlugen. Zehn Jahre später gelang es den Römern, die Teutonen und später die Kimbern in furchtbaren Vernichtungsschlachten bei Aquae Sextiae und Vercellae zu besiegen. Damit war der Spuk vorerst vorbei, die Angst aber vor den langhaarigen Kriegern sollte die Römer nie mehr verlassen.

Der zweite aufsehenerregende Auftritt germanischer Völker war den Sueben unter ihrem König Ariovist vorbehalten, die um 70 v. Chr. über den Rhein nach Gallien eingedrungen waren. Ariovist ist der erste Germane, der in der Geschichte einen Namen und ein Gesicht hat. Cäsar, den gallische Stämme zur Unterstützung gerufen hatten, gelang es erst nach hartem Kampf, Ariovist zu besiegen. Er hatte nach dem vergleichsweise leichten Sieg über die Gallier, die sich mit der mediterranen Kultur ihrer Besatzer schnell hatten anfreunden können, mit einem derart entschlossenen, leidenschaftlichen Gegner nicht gerechnet.

Wer waren diese Germanen? Ein geschlossenes Volk der Germanen hat es nie gegeben. Auch kennt man keinen einzelnen Stamm mit dem Namen »Germanen«. Es gab Cherusker, Chatten, Markomannen und viele andere, die eine ähnliche Sprache, Kultur und Lebensweise hatten und sich gewiss untereinander verständigen konnten. Sie leiteten daraus aber keinen kollektiven Volkswillen ab und erst recht nicht den Eigennamen »Germanen« – das Wort selbst wird den meisten unbekannt gewesen sein. »Germanen« ist eine Fremdbezeichnung, die wahrscheinlich aus dem Keltischen stammt. Überliefert ist, dass Cäsar von Gallien aus nach dem Sieg über Ariovist alle Stämme rechts des Rheins *Germani* nannte. Dieser Name hat sich unter Römern derart durchgesetzt, dass die spä-

teren römischen Provinzen links des Rheins *Germania superior* und *Germania inferior* genannt wurden, das freie Germanien rechts des Rheins und nördlich der Donau *Germania magna*. 98 n. Chr. betitelte Tacitus seine Ethnografie über die Germanen *De origine et situ Germanorum*. Damit war der Name »Germanen« im 1. Jahrhundert etabliert, seine etymologischen Ursprünge bleiben aber im Dunkeln.

In der Geschichtswissenschaft spricht man seit rund 500 v. Chr. von Germanen, datiert nach der sogenannten Jastorf-Kultur, einem Gräberfeld in der Lüneburger Heide. Der Ursprung ihrer Kultur liegt in Dänemark, Südnorwegen, Südschweden, an der unteren Elbe und Oder. Von dieser Urheimat aus haben sich die Germanen in den folgenden Jahrhunderten sukzessive nach Süden und Westen ausgebreitet. Die klassische Definition von »germanisch« meinte die Stämme in den »nassen« Grenzen zwischen Nordsee, Rhein, Donau, Weichsel und Ostsee. Bis zum heutigen Tag orientieren sich die gängigen Karten zur germanischen Stammesgeografie der Zeitenwende an den vielen kleinen Völkerschaften, die Tacitus notiert hatte. Die südsandinavischen Stämme wie Kimbern und Teutonen oder die Oststämme wie Goten, Vandalen und Burgunden werden nicht zu den Vorfahren der Deutschen gezählt, weil sie wanderten und in anderen Kulturen aufgingen – anders als Hessen, Thüringer, Baiern (Bajuwaren) oder Alemannen, die auf heute deutschsprachigem Gebiet sesshaft geworden sind.

In den letzten Jahren, besonders im Zusammenhang mit dem 2000. Jahrestag der Varusschlacht, ist durch ein aufgefrischtes Interesse von Wissenschaft und Medien das Klischee vom Germanen als primitivem, kul-

RIBVS·I·VLII·
A·G·R·I·C·O·L·A·E
L·I·B·E·R·E·X·P
L·I·C·I·T·I·N·C·E·P·I·T·
E·I·V·S·D·E·M·D·E·O
R·I·G·I·N·E·E·T·M·O
R·I·B·V·S·G·E·R
M·A·N·O·R·V·

Germania omnis a gal-
lis Rhacynisq; Danoni
Rheni & Danubio flui-
minibus: a Sarmatis Danisq; mutuo
monti aut montibus separatur: caetera
oceanus ambiit: Latros finis et insula
vni immensa spacia complectitur: nup-
cognitis quibusdam generibus ac regibus
quos bellum aperuit: Rhenui vbi-

tracum alpium i accessu ac papini ur-
terre ortus modico flexu in occidentem
uersus septentrionali oceanus miseri:
Dannubius mollis & elementer galeo
montis Arnobe iugo effusus pluvif
populos adit donec ipontici mare
sese manibus erumpat: Septimū
of pulidibus hauritur: Ipsi germa-
nos indigenas occiderim minimeq;
aharu gentiu aduentibus & hospitijs
inperio: quia nec terra olim sed clas-
sibus aduehantur: qui mutare se-
des quaerunt: & imensis silva: utq;
sic dicunt aduectus oceanus varijs
ab orbe notico nauibus aditur: Quis
porro pristes periculum horridi &
regionis maris Asia aut Africa aut Ita-
lia iulata Germania petere informe
terris: aspectu celo: trisite cultu aspectuq;
nisi si patra sic: Celebrant carminibus
antiquis: quod unū apud illos monu-
de annalijs genus est: Tusconē daun-
terea pdimū et filius Mannū origine
genus condideritq;. Mannū trisilio
assignant equorū nobis: proximi oc-
caneo Ingionem: medijs herimonel
opere Itionem uocantur: Quidam

Die erste Seite von Tacitus' *Germania*, die generell die wichtigste antike Schrift über ein barbarisches Volk darstellt.

turlosem Wilden endlich abgeschwächt worden. Wie bei den Kelten fehlt auch bei den Germanen eine eigene schriftliche Überlieferung, frühe Quellen liegen nur aus der Feder antiker Autoren vor. Und für diese waren die Germanen »Barbaren« – was die Germanen nicht persönlich nehmen sollten, weil die Griechen und Römer alle fremden Nordvölker mit diesem Sammelbegriff bedachten. »Barbarisch« meint alle nicht Griechisch sprechenden, »stammelnden« Völker.



Die ersten sachdienlichen Hinweise zu den Germanen verdanken wir Julius Cäsar, der in seinem *De Bello Gallico* (*Der Gallische Krieg*, 51 v. Chr.) die linksrheinischen Gallier von den rechtsrheinischen Germanen unterschied. Den Galliern gestand er eine Neigung zu einem kultivierten Leben zu, während er die Germanen für nicht zivilisierbar hielt. Sie seien wild und nicht in der Lage, Verträge einzuhalten. Die ethnografische Zuverlässigkeit seiner Ausführungen

litt allerdings darunter, dass er nie weit nach Germanien eingedrungen war. Der kluge Cäsar begnügte sich mit seinen Eroberungen in Gallien. Eine Unterwerfung des rechtsrheinischen Germanien mit seinen unberechenbaren, kampfeslusternen Bewohnern wäre ein riskantes Unterfangen gewesen, da kam ihm der Rhein als natürliche Grenze sehr gelegen. Die unter Cäsar etablierte Rheingrenze als Völkerscheide ist zum Teil bis heute viru-

lent. Auch als die Franken im 5. Jahrhundert die linksrheinischen Gebiete erobert hatten, galten die Germanen weiterhin als rechtsrheinisches Volk. Als später, ab dem 10. Jahrhundert, aus dem Ostfrankenreich ein »Deutsches Reich« erwuchs, bot sich die Identifizierung der Deutschen mit den rechtsrheinischen Germanen an. Die Franzosen nennen uns bis heute ihre *voisins d'outre Rhin*, ihre »Nachbarn von jenseits des Rheins«.

Die wichtigste Schrift über die Germanen ist die 98 n. Chr. erschienene *Germania* von Tacitus, zugleich auch die bedeutendste antike Abhandlung über ein barbarisches Volk. Tacitus selbst war allerdings nie in Germanien gewesen, er stützte sich außer auf Texte von Cäsar und Plinius dem Älteren (23–79 n. Chr.) auf Berichte von römischen Feldherren und Händlern, die von ihren abenteuerlichen Erlebnissen im Barbaricum erzählten.

Die *Germania* enthält einige Sätze, die leider auf unsere Kosten gehen, aber definitiv zum Klassiker taugen. Weil sie vielen von uns einleuchten. Wie dieser: »Wer würde ferner, ganz abgesehen von der Gefahr, die das schauerliche, unbekannte Meer bietet, Kleinasien oder Afrika oder Italien verlassen, um nach Germanien zu ziehen mit seinen hässlichen Landschaften, dem rauen Klima, dem trostlosen Äußern – es sei denn, es ist seine Heimat?« Oder: »Sie müssen Eingeborene sein, denn wer käme schon auf den Gedanken, in ein derart unwirtliches Land einzuwandern. Allein das Wetter schließt eine solche Annahme aus.« Es beschleicht einen der Verdacht, dass auch Napoleon diese Sätze gelesen hat, spottete er doch viel später über Deutschland: »Die Deutschen haben sechs Monate Winter und sechs Monate keinen Sommer. Und das nennen sie Vaterland.«

Die herablassende Attitüde des mediterranen Kulturmenschen schimmert in der Schrift des Tacitus aber nur zwischen den Zeilen durch, denn der Text ist eigentlich gedacht als Lobpreisung germanischer Tugenden wie Einfachheit und Mut, die Tacitus dem dekadenten Rom der Kaiserzeit entgegenhalten wollte. Der Leser bekommt den Eindruck, unsere Vorfahren seien wahre Übermenschen gewesen: treu, unbestechlich und unerschrocken, ihre Frauen aufrichtig, keusch und anspruchslos. Bei den Germanen würden »gute Sitten mehr bewirken als anderswo gute Gesetze«. Es ist allerdings fragwürdig, ob seine römischen Leser wirklich Menschen nacheifern wollten, die »nackt und schmutzig zu diesen Gestalten heranwachsen, über die wir nur staunen können«.

Was wir über die Germanen wissen, stammt also aus der Feder antiker Autoren wie Tacitus oder lernen wir aus archäologischen Funden in Gräbern und Mooren. Körpergräber geben Skelette frei, die gerade aufgrund ihrer Vielzahl wichtige, repräsentative Aufschlüsse über Lebensweisen und Krankheiten geben können. Bei Körperfunden aus sauren, Bakterien abweisenden Mooren sind Weichteile konserviert, sodass den Leichen eine faszinierende Scheinlebendigkeit innewohnt, wie beim Tolundmann oder dem Kind von Windeby. Körpergräber existieren im Grunde erst seit dem 4. Jahrhundert, davor haben die Germanen ihre Toten verbrannt – im Unterschied zu den Kelten, die lange vor der Zeitenwende ihre verstorbenen Fürsten in majestätischen Hügelgräbern ehrten. Generell lassen die Grabbeigaben der Germanen keine Prachtliebe erkennen. Als hätten die Menschen des Nordens weder die Kraft noch die Muße für Luxusanstrengungen gehabt, für aufwendige Ornamentik auf Waf-



»Putz für das Auge des Feindes«: An der 1948 entdeckten Moorleiche von Osterby ist der sogenannte Suebenknoten deutlich zu erkennen.

fen oder Gefäßen. Sie mussten sich bei rauem Klima und Kälte in erster Linie aufs Überleben konzentrieren.

Aus dem Vergleich von Hunderten von Skeletten weiß man, dass die Germanen in der Tat groß waren. Die Männer maßen oft bis zu 1,80 Meter und die Frauen bis zu 1,65 Meter. Dass Chronisten und Künstler die Germanen gerne als nackte Wilde porträtierten, wird der Wirklichkeit nicht gerecht. Sicher zogen sie gern aus Imponiergehabe mit entblößtem Oberkörper in die Schlacht, doch kannten sie schon früh Nähnaedel, Webstuhl und eingefärbte Stoffe. Normalerweise trug man Schaffelle, die Reicheren hatten Pelze aus Fuchs- oder Marderfellen. Aufschlussreich für die Archäologen sind besonders die Fibeln, weil sie über Jahrhunderte alle Moden durchliefen: Spangen aus

Metall, die wie Sicherheitsnadeln die Kleidung zusammenhielten. Sie waren mehr oder weniger kunstvoll gestaltet, reichten von einfachen Spangen bis zu Prachtfibeln, wie sie in reichen Fürstengräbern gefunden wurden. Das Bild des Germanen als eines naturbelassenen Barbaren stimmt also nicht: Bei den Kimbern fand man Kulturbeutel mit Schere, Messer und Pinzette. Die langen Bärte trugen insbesondere die Langobarden, die Langbärte. Berühmt wurde der Suebenknoten, ein seitlich am Kopf geflochtener Zopf oder Knoten, der von vielen anderen Stämmen übernommen wurde. So schrieb Strabon: »Bis ins hohe Alter kämten sie das widerstrebende Haar und knüpfen es kunstvoll zusammen.« Aber man ahnt es schon, Schönheit um ihrer selbst willen gab es bei den Germanen nicht. Sondern der Knoten sollte »recht groß und furchtbar erscheinen: Für das Auge des Feindes ist der Putz bestimmt.«

Allerdings hatten die Nordmenschchen durchaus einen Schatz, um die der Süden sie beneidete, der die Herzen der Römer und Römerinnen höher schlagen ließ: ihre Blondheit. Das Haar der germanischen Frauen war ein grandioser Exportschlager, die Römerinnen konnten sich an den blonden Perücken nicht sattsehen. Daneben konnten die Germanen Rohstoffe wie Bernstein in die Waagschale werfen, andere Güter wie Felle oder Leder spielten nur im grenznahen Gebiet an Rhein und Donau eine Rolle. Umgekehrt exportierten die Römer Kunst- und Luxusgüter nach Germanien, wie Bronze- und Silberkessel, Tonwaren aus roter *Terra sigillata*, Spiegel oder Schmuck. Römische Münzen waren wegen ihres hohen Edelmetallgehalts sehr beliebt, wurden von den Germanen gern eingeschmolzen und zu Schmuck verarbeitet.



Der 1950 in einem Moor in Dänemark entdeckte »Tollundmann« trägt einen Strick um seinen Hals – ein Mordopfer?



Das Kind von Windeby, die berühmte Moorleiche aus der Nähe von Eckernförde. Jahrzehntlang für ein Mädchen gehalten, war es wahrscheinlich ein Junge.

An Wein hingegen fanden die Germanen keinen rechten Geschmack, sonst wären mehr Weinamphoren in Germanien gefunden worden. Also doch Bier. Aus dem Mageninhalt der Moorleichen weiß man, dass die Gerste im germanischen Ackerbau eine große Rolle spielte. Sie war Grundlage verschiedener Gerichte, auch die ihres Lieblingsgetränks, nämlich eines »Safts aus Gerste oder Weizen, der zu einem weinähnlichen Getränk vergoren ist«, so Tacitus. Um Bier im heutigen Sinn kann es sich nicht gehandelt haben, da Hopfen erst von mittelalterlichen Bierbauern verwendet wurde. Woraus immer es genau bestanden hat: Es muss dem Bier geähgelt haben und wurde in beträchtlichen Mengen genossen. Die in Gräbern gefundene Vielfalt an Hörnern, Pokalen, Glasgefäßen und besonders deren Größe sprechen eine eindeutige Sprache. Einige Trinkhörner fassen über zehn Liter, was am legendären Durst unserer Vorfahren keinen Zweifel aufkommen lässt.

Die Germanen lebten in eher kleinen Siedlungen mit maximal einigen hundert Einwohnern. Ihre langen, dreischiffigen Häuser boten Platz für Menschen und Tiere, waren Wohnraum und Stall zugleich. Sie waren stabil, mussten aber nicht für die Ewigkeit gebaut sein, weil die Menschen zu einer gewissen Wanderschaft gezwungen waren. Ihr Ackerbau kannte noch keine bodenschonende Felderwirtschaft mit wechselnder Frucht- und Getreidefolge, sodass sie in bestimmten Zeitabständen auf neues fruchtbares Land angewiesen waren. Je weiter die Stämme von Rhein und Donau entfernt waren, desto härter müssen die Lebensbedingungen, insbesondere im Winter, gewesen sein. Aufgrund der Mangelwirtschaft war die Kindersterblichkeit hoch, nur jedes dritte Kind erreichte das Erwachsenenalter. Im Schnitt wurden die Germanen rund 30 Jahre alt. Aus den Skelettuntersuchungen weiß man, dass die Menschen insbesondere an Erkrankungen der



Peter Arens, Stefan Brauburger

Die Deutschlandsaga

Woher wir kommen - Wovon wir träumen - Wer wir sind

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 384 Seiten, 17,0 x 24,0 cm
ISBN: 978-3-570-10240-4

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: November 2014

Das opulent ausgestattete Buch zum Thema »Was ist eigentlich deutsch?«

Gartenzwerge und Ampelmännchen, Goethe und Hitler, Pünktlichkeit und wirtschaftlicher Erfolg – das Bild der Deutschen ist von vielen Klischees bestimmt. Doch was hat es heute wirklich mit dem Deutschsein auf sich?

Peter Arens und Stefan Brauburger begeben sich auf Spurensuche. In ihrer Deutschlandsaga fragen sie nicht nur nach den historischen, sozialen und ökonomischen Grundlagen des modernen Deutschlands. Sie beleuchten Faktoren wie Sprache, kulturelle Traditionen und Mythen, die das Lebensgefühl einer Nation über Jahrtausende formten. Dabei wirkt eine Vielfalt von Stämmen mit ihren Bräuchen und Dialekten auch im 21. Jahrhundert nach. Es wird sichtbar, was uns heute verbindet, woher die ebenso oft gerühmten wie geschmähten deutschen Tugenden kommen, welche Symbole, Werte, Denker und Erfinder unser Land prägten und wie wir uns selbst sehen.